

ferrat einige Proben zum Andenken aufzubewahren. Da wir bereits in voraus darauf verzichtet hatten, die nur in halbsbrechender Weise auf Strickleitern an den senkrechten Felswänden des Berges zu erklimmenden Stalaktitengrotten zu besuchen, so hatte unser Führer es am zweckmäßigsten gefunden, uns zuerst in der Kühle des Morgens, bis zur höchsten Höhe des Gebirges, zur Einsiedelei San Jeronimo, zu führen, von wo wir dann, auf einem anderen Wege hinabsteigend, das weit tiefer gelegene Kloster aussuchen sollten. Die von unten unerklimmbar scheinenden Felsen lassen sich gleichwohl, wie wir bald einsahen, ohne besondere Schwierigkeit besteigen, wenn man, wie unser Führer, mit ihren Schluchten und Ritzen genau vertraut ist. Der untere Theil des Berges bietet fast nur nacktes Felsgewölbe dar, in dem nur hin und wieder einzelne Alpenkräuter, namentlich Rosmarin- und Lavendelbüsche und andere starkriechende Lippenblumen Wurzel gefaßt haben. Je höher man aber kommt, um so reichhaltiger und kräftiger wird die Vegetation. Nicht ohne vielen Schweiß kletterten wir auf steilem, steinigem Pfade das mächtige Piedestal des Berges hinan, wo die kaum aufgegangene Sonne, die schattenlosen Felsen bescheinend, die Wirkung ihrer Strahlen schon bedeutend empfinden ließ. Der Rückblick auf das Thal von Colbato und die weite, nach Süden hin sich eröffnende, wellenförmige Ebene war nach wenigen Minuten angestregten Steigens schon entzückend schön, obgleich wir kaum den zehnten Theil der Höhe erst erklimmen hatten. Bald fesselte die immer reicher und mannichfaltiger werdende Flora

nicht bloß meine, sondern auch meines Begleiters Aufmerksamkeit. Kleine Büsche einer immergrünen Zwerg-
 eiche, prächtige Burbaumstauden und eine Menge mir
 unbekannter südlicher Gewächse, die in wunderbarer
 Mannichfaltigkeit hier durcheinander wachsen, so daß
 auf einem sehr kleinen Raume wohl gegen 50 Arten
 beieinander stehen, bedeckten nunmehr in allen Rich-
 tungen die Felsen und hätten dem Botaniker von Fach
 gewiß eine überaus reiche Ausbeute dargeboten, da sie
 fast alle in der Blüthe standen. Das sonderbare Ge-
 stein, aus dem dieser Berg besteht, eine Art Sand-
 steinconglomerat, das von den Geologen Pudding-
 stein genannt wird, zog gleichfalls unsere Aufmerksam-
 keit auf sich. Es sieht aus, wie durch harten Mörtel
 und Sand zusammengebackene Kieselsteine und gehört
 zu derselben Formation, aus dem unsere Adersbacher
 und Beckelsdorfer Felsen und die Gläzer Heuscheuer
 besteht, zu den Flözablagerungen; unterscheidet sich
 aber von den Sandsteinfelsen unserer schlesischen Ge-
 birge durch die conglomeratartige Bildung und die run-
 den, kieselsteinartigen, körnigen Theile, die es in sich
 schließt. Aus dieser Ähnlichkeit der Bestandtheile erklärt
 sich auch wohl die Ähnlichkeit der sonderbaren Felsge-
 stalten, die der Montserrat, freilich in weit colossalerem
 Maßstabe, mit jenen vielbesuchten Felsen unserer Ge-
 birge gemein hat. Je höher wir stiegen, um so mehr
 entfaltete sich das Labyrinth der gigantischen Pyramiden,
 die, bald breite, senkrechte Wände darbietend, bald cy-
 linderförmig sich erhebend, von allen Seiten auf uns
 niederstarrten, und allerdings den Zähnen einer Säge

oder besser noch den Zinken eines Kammes nicht unähnlich sind. Diese Felsenbildungen sind es, die dem Berge seinen Namen gegeben haben. Montserrat heißt wörtlich „der zersägte Berg“ (Monte serrato; der catalonische Dialekt wirft die Endvokale weg). Die Legende erzählt, der Berg habe sich bei dem Erdbeben, das den Tod Jesu Christi begleitete, gespalten.

Es wäre vergeblich, die nun bei jedem Schritte in veränderter Weise sich darbietenden, prächtigen Ansichten zu schildern, welche die nackten Felsen darboten, nachdem wir tiefer in die Eingeweide dieses Bergcolosses eingedrungen und zu unserem Erstaunen die Bemerkung machen mußten, daß der von Weitem wie ein einziger Berg erscheinende Montserrat vielmehr ein ganzes weitverzweigtes, von vielen Thälern und Schluchten durchfurchtes Gebirge von Felsspitzen darbietet, die nur auf einer gemeinschaftlichen, allerdings für sich allein schon einen hohen Berg bildenden Basis aufsitzen. Die Zerklüftung der oberen Hälfte scheint allerdings nur durch gewaltsame Spaltung des Gesteines entstanden zu sein, obgleich die thurmähnlichen Spitzen eine ziemlich regelmäßige, glatte Oberfläche zeigen, ohne alle Ecken und Kanten, welche Zeugniß eines gewaltsamen Bruches gäben, was aber wohl den auf diesem Berge sehr häufigen Regengüssen und der verhältnißmäßigen Weichheit des Gesteines, auf das sie seit Jahrtausenden herniederströmen, zugeschrieben werden muß. Nicht ohne Grund hat man die Vermuthung ausgesprochen, daß der ganze Berg inwendig hohl sei und die Grotten, welche man gegenwärtig kennt, aber noch nie vollständig

erforscht hat, durch alle Theile des Gebirges sich fortziehen, eine Vermuthung, die durch den Umstand bestätigt zu werden scheint, daß es dem Montserrat gänzlich an lebendigen Quellen fehlt. Das wenige Wasser, welches in seinen Schluchten sich findet, ist nur aufgesammeltes Regenwasser, das in einzelnen Vertiefungen stehen bleibt, oder Gießbäche, die nur so lange fließen, als die Wolken ihnen Nahrung zuführen. Dabei bleibt jedoch immer die Reinheit und der Wohlgeschmack dieses angesammelten Cisternenwassers auffallend.

Nachdem wir wohl über zwei Stunden lang fast nüchtern gestiegen waren, wobei freilich der Pfad auch manchmal wieder in die Tiefe führte, um eine Schlucht zu durchschreiten, und, wenn der Weg an dem einen Abhange unzugänglich geworden, einen anderen gegenüberliegenden zu erklimmen, fühlten wir das Bedürfniß, ein etwas substanzialeres Frühstück, als das *desayuno* in *Colbatò* gewesen, einzunehmen, und die ermüdeten Glieder ein wenig rasten zu lassen. Wir setzten uns daher an einer durch überhangende Felsen beschatteten Stelle am Rande eines tiefen Abgrundes und im Anblick einer prachtvollen Aussicht auf einige Felsstücke nieder, und untersuchten den Inhalt der *alforja* unseres Führers, begnügten uns aber vorläufig mit etwas Brod und Wein, da bis zur Höhe von *St. Jeronimo*, die eigentlich zum Frühstücksort bestimmt war, nur noch anderthalb Stunden zu steigen waren. Dabei bewunderten wir zum erstenmal die Geschicklichkeit unseres catalonischen Führers, sich aus der *Bota* in weitem

Bogen einen dünnen Strahl in den Hals zu gießen. Ein derartiger Versuch, den ich später selber machte, fiel unglücklich aus, zum Nachtheil meiner Weste. Bald fühlten wir uns wieder so gestärkt, daß wir rüstig weiterschreiten, und den nun immer beschwerlicher werdenden letzten Theil des Weges ohne allzugroße Ermüdung zurücklegen konnten. Es giebt vielleicht kein Nahrungsmittel, das bei großer Hitze und Ermüdung so erquickend und stärkend wäre, als Brod und Wein. Nachdem wir nun zuerst in eine tiefe Schlucht hinabgeklütert waren, die mit üppigem Gebüsch von manns-hohen Burbaumstauden und anderen immergrünen Sträuchern erfüllt war, welche, da das Thal in tiefem Schatten lag, noch voll von Thautropfen hingen und unsere Kleider beim Hindurchwinden ziemlich durchnäßten, mußten wir auf der anderen Seite wieder eine fast senkrecht steile, nackte Felsenwand erklimmen, wo kein Pfad sichtbar und man oft Mühe hatte, auf den vorspringenden Steinen Raum zu finden, um den Fuß aufzusetzen. Dabei prallten die Sonnenstrahlen so heiß auf die nackte Felsenwand, daß wir, kaum erst vom Thau des Gebüsches durchnäßt, nach wenigen Minuten wieder vollkommen trocken wurden. Die Ansichten der cylindrischen Felsenthürme wurden immer sonderbarer und großartiger, und der ganze Charakter der Gegend so eigenthümlich, daß alle Vergleichungspunkte fehlen, um ihn auch nur einigermaßen bezeichnen oder beschreiben zu können. Die Vegetation war fortwährend interessant und bot immer neue, von den früher bemerkten verschiedene Arten dar. Noch mancher

Schweißtropfen mußte vergossen und mancher Felsenblock überstiegen werden, bis wir endlich nach einer letzten Anstrengung, über eine nackte, abschüssige Felsplatte zu klimmen, die in Trümmern liegende, von den Franzosen im Jahre 1811 zerstörte Einsiedelei San Jeronimo erreichten, die älteste und zugleich am höchsten liegende unter den dreizehn, welche auf diesen unzugänglichen Felsen in allen Richtungen um das Kloster herum zerstreut sind. Eine daselbst befindliche Cisterne, die von altem Mauerwerk beschattet wird, bot trinkbares und hinreichend kühles Wasser dar, und wir konnten nun an einem furchtbaren Abgrunde, im Schatten einer Mauer auf weichem Grase gelagert, eine Mahlzeit halten, wie sie der Inhalt unserer Alforja (eine kalte Tortilla [Eierkuchen] und ein gebratenes Huhn) darbot, und wozu die Bota und die Cisterne uns einen erquickenden Trunk lieferte.

Die Aussicht von diesem Punkte, der noch nicht der höchste des Gebirges ist, beschränkt sich zwar auf einen Blick, in die nach Süden hin abstürzenden Schluchten und die im Osten sich erhebenden Felspyramiden; hat aber einen so eigenthümlich wilden, schauerlich schönen Charakter, daß sie nicht verfehlen kann, den tiefsten Eindruck zu hinterlassen. Um die höchste Spitze des Montserrat zu ersteigen, die sich in einem unmittelbar hinter den Trümmern der Einsiedelei ansteigenden, leicht besteigbaren, Felskegel erhebt, war noch eine kleine Viertelstunde angestregten Kimmens erforderlich. Die neuen aus dem Frühstück gewonnenen Kräfte, ließen auch diese Schwierigkeit bald überwinden,

und nun eröffnete sich ein Panorama, das an Erhabenheit Alles übertrifft, was ich von Naturschönheiten in Spanien gesehen habe, Granada kaum ausgenommen. Auch diese höchste Spitze krönt ein verfallenes Gemäuer, die Ruinen der zur Einsiedelei einst gehörigen Kapelle. Von hier aus schweift das Auge fast über ganz Catalonien, das wie eine Landkarte nach allen Weltgegenden hin ausgebreitet daliegt. Bisher hatten wir immer nur den Rückblick nach Süden genossen; hier war der Felsenvorhang, der bisher die Aussicht nach Norden versperrt hatte, plötzlich hinweggezogen, und das Auge konnte ungehindert bis zu der Kette der Pyrenäen das Land überschauen, das nirgends eine wirkliche Ebene, sondern vielmehr eine von unzähligen Hügeln und Thälern durchfurchte Oberfläche zeigt, deren Unebenheit freilich von dem hohen Standpunkte aus (der Montserrat erhebt sich 4448 Fuß über das Mittelmeer) zum Theil verschwimmt, aber nichtsdestoweniger dem Bilde ein Leben und eine Abwechslung verleiht, die den Vergleich eines spanischen Dichters rechtfertigen, wenn er das vom Montserrat erblickte Land mit einem riesigen Leopardenfelle vergleicht. Fast unmittelbar unter unseren Füßen erblickten wir in schwindelnder Tiefe, zu welcher die Felsen sich hier fast lothrecht hinabsenken, das Städtchen Manresa, so berühmt durch den Aufenthalt des heiligen Ignatius, der dort in einer nahen Höhle, im Geklüft des Montserrat, das kostbare Buch seiner geistlichen Exercitien verfaßte. Die bischöfliche Stadt Vic, der Geburtsort von Balmes, zu deren Diöcese der nördliche Theil des Montserrat und auch

sein berühmtes Kloster gehört, wurde durch eine davorliegende Bergkette den Blicken entzogen. Die Aussicht gegen Osten, wo das Meer den Horizont begränzt, war leider durch aufsteigenden Dunst getrübt, und ließ nicht mit der zu wünschenden Deutlichkeit die Gegenstände erkennen. Doch konnte man sehr gut den Lauf des Klobregat verfolgen und auch das Städtchen Monistrol deutlich erblicken. Im Westen jedoch bot sich ein Anblick dar, der einen nicht so erfreulichen Eindruck machte. Finstere Gewitterwolken lagerten hier am Horizont, und zuweilen ließ ein dumpfes, feierliches Brüllen sich vernehmen, das uns leider mit unverkennbarer Deutlichkeit mahnte, unsern Aufenthalt auf diesem entzückenden Punkte abzukürzen und ohne weitem Verzug das Kloster aufzusuchen. Allen Anzeichen nach war das im Westen stehende Gewitter im Anzuge begriffen. Wenige Minuten reichten hin, um die Trümmer der Einsiedelei San Jeronimo wieder zu erreichen, woselbst wir unsere Sachen zurückgelassen hatten, und der immer vernehmlicher brüllende Donner beschleunigte nunmehr unsere Schritte, um noch bei Zeiten im Kloster anzulangen.

Ehe ich jedoch von San Jeronimo Abschied nehme, will ich noch die eigenthümliche Sage erzählen, die der Volksglaube an diese Ruinen geknüpft hat.

In der Zeit, als der Montserrat noch kein Mönchskloster in seinen Schluchten barg und sein Heiligthum, das wunderbare Bild der Jungfrau, noch unentdeckt in einer Felsenspalte verborgen war, sah man täglich, bald am Rande der schauerlichen Abgründe, bald am

Füße der gigantischen Pyramiden, eine einsame Gestalt wandeln, mit rauhem Bußgewande bekleidet, über deren Brust ein langer Bart herabwallte und deren Hand auf einen rohen Hirtenstab sich stützte. Es war Juan Guarin, der erste Einsiedler des Montserrat, bei dessen Erscheinen die Vögel der Nacht, die in den Felsenrigen nisten, erschreckt entfliehen, bei dessen Vorübergehen das kleine Glöcklein der Kapelle des Berges, um seine Heiligkeit zu verkünden, von selbst zu läuten anfängt, Juan Guarin, der berühmte Büsser, der, wie der heilige Paulus und Antonius in der Thebais, eine einsame Hütte, einem Adlerneste gleich, auf dem Gipfel des höchsten Berges von Catalonien sich erbaut hat, um von dort aus seine Gebete ungestört und in größerer Nähe zum Himmel emporsteigen zu lassen. Zuweilen verläßt der heilige Mann seine Felsenwohnung in der Höhe, um barfuß nach Rom zu wallfahrten und für seine Sünden Ablass sich zu erwerben; alljährlich hat er diese Pilgerfahrt vorzunehmen gelobt, und wenn er ankommt an den Thoren der heiligen Stadt, dann grüßen die Glocken mit ihren metallenen Zungen den Fremdling ebenso, wie er's vom Glöcklein der Kapelle auf dem Montserrat gewohnt ist. Zuweilen, wenn er in seiner Grotte auf dem harten Felsenboden im Gebete kniet, dringen sonderbare Töne, wie dumpfes, unterirdisches Gebrüll an sein Ohr, und es kommt ihm vor, als ob der Berg in seinem Inneren zu heben und zu zittern anfänge. Es sind die Schaaren der Dämonen, die in den Höhlen des Gebirges, wo zur Zeit der Römer der unreine Cultus der Venus seine Stätte gehabt, sich eingenistet

und die durch die Gegenwart des Bildes der Jungfrau und des heiligen Büßers sich beängstigt fühlen. Und der Mann Gottes erkennt bald die Ursache dieser wunderbaren Erscheinungen und von nun an verdoppelt er seine Bußen und verlängert seine Gebete, und betet so lange und so inbrünstig, um die unheimliche Nachbarschaft zu vertreiben, daß die heilige Jungfrau endlich aus der Verborgenheit der Felsen, wo ihr Bild noch versteckt war, ihren mächtigen Arm ausstreckt und die Regionen der Hölle hinauswirft aus den Grüften des Berges, deren sie seit Jahrtausenden sich bemächtigt hatten. Und da sie nun gezwungen sind, ihre alte Wohnung zu verlassen, da stoßen sie einen so furchtbaren Schrei der Rache gegen denjenigen aus, der die Ursache ihrer Vertreibung gewesen, daß der Berg wie von einem Erdbeben erschüttert wird, und Juan Guarin, der grade an einem jähen Abgrunde dahin wandelt, das Gleichgewicht verliert und den Felsen hinabstürzt, doch ohne weitere Verletzung, als eine leichte Wunde im Gesicht, verursacht von den Zweigen eines Strauches, die plötzlich aus der Erde hervorstachen, um den heiligen Mann in ihren Armen aufzufangen. Doch die Rache der Dämonen war durch diesen verunglückten Versuch noch nicht abgekühlt. Sie schmieden einen teuflischen Plan. Satan und Astarot sollen ihn ausführen. Satan nimmt die Form eines Einsiedlers an, Astarot die eines christlichen Ritters.

Als Juan Guarin einst wieder auf einem seiner einsamen Spaziergänge an den Abgründen des Berges hinwandelt, steht plötzlich, wie er um einen Felsen vor-

sprung biegt, der neue Einsiedler vor ihm. Beide betrachten sich mit Erstaunen. „Vater, wohnt Ihr etwa hier auf diesem Berge?“ fragt der Ankömmling. „Ja,“ antwortet Juan Guarin, „acht Jahre schon lebe ich hier als Einsiedler, um Buße zu thun für meine Sünden.“ „Wie ist's möglich,“ entgegnet Satan, „daß in den drei Jahren, die ich hier lebe, ich Euch niemals begegnet?“ „Also auch Ihr habt hier Eure Wohnung?“ „Auch ich bin ein armer Sünder, und thue Buße in der Einsamkeit dieser Felsen.“ „Große Sünden haben wir begangen, mein Bruder!“ sagt Juan Guarin. „Aber auch durch große Buße sie schon getilgt!“ entgegnet Satan. Juan Guarin wird aufmerksam. Satan beißt sich in die Lippen. „Gefällt Euch nicht die Gesellschaft eines andern Büßers?“ fragt er weiter. „Ich liebe die Einsamkeit,“ ist die Antwort. „Aber warum meine Gesellschaft nicht annehmen, da wir uns hier gefunden haben?“ „Weil ich bereits eine andere habe.“ „Welche?“ „Die des Herrn.“ Und Juan Guarin bekreuzt sich und schreitet vorüber, ohne das Zusammenschrecken des Anderen bei diesem Zeichen zu bemerken. Als er am andern Tage aus seiner Hütte hervorkommt, sieht er jenen auf einem gegenüberliegenden Felsen im Gebete knien, und durch sehr lange Zeit hindurch nicht im Geringsten sich bewegen. Der heilige Mann beobachtet ihn aufmerksam. Ganze Tage lang sieht er ihn knien und unaufhörlich beten. Dieser Eifer im Gebet, der größer ist, als der seine, beschämt ihn und flößt ihm eine hohe Achtung und eine besondere Liebe gegen den neuen Gefährten

ein. Juan Guarin und Satan wurden die besten Freunde.

Unterdessen ist auch Astarot nicht unthätig geblieben. Unter der Form eines schönen, jugendlichen Ritters weiß dieser Dämon Richilden, einer unschuldigen Jungfrau, der Tochter des Grafen von Barcelona, Liebe einzulösen und eröffnet ihr dann, er sei ein golo, d. h. durch Zauberei in einen Anderen verwandelt. So lange müsse er unstät auf Erden umherirren, bis es ihm gelänge, eine Jungfrau zu bewegen, neun Tage hindurch in der Zelle Juan Guarin's, unter der Leitung dieses frommen Mannes, harte Bußübungen vorzunehmen. Erst dann werde er wieder seine frühere Gestalt erhalten. Richilde verspricht das Werk der Erlösung zu übernehmen. Der Vater, Graf Winfrid, will sie nicht ziehen lassen; endlich giebt er ihren ungestümen Bitten nach und bringt sie selbst zu Juan Guarin. Dieser sträubt sich dagegen, das Mädchen bei sich aufzunehmen; doch läßt er, durch die Gesellschaft des Satan schon um Vieles in seiner Heiligkeit zurückgekommen, endlich sich bewegen, den vereinten Bitten des Vaters und der Tochter nachzugeben und mit Richilden auf neun Tage seine Zelle zu theilen. Astarot hatte den Auftrag vollbracht; das Übrige blieb Satan zu erfüllen übrig. Den ersten Tag bringt Juan Guarin unter eifrigem, anhaltenden Gebete zu. Als aber die Nacht herbeikommt, fühlt er sich ermattet und verwirrt; er findet nicht mehr die Worte seiner gewöhnlichen Gebete, und zweimal unterbricht er sein Ave Maria um den Kopf nach der Jungfrau hinzuwenden, die in

einem Winkel seiner Zelle kniet. Schon bereut er es, dem Wunsche des Grafen nachgegeben zu haben. Er erkennt es wohl, daß die Gegenwart des Mädchens ihn zerstreut und ihn hindert, mit gewohntem Eifer seinen Gebeten obzuliegen. Am andern Morgen sucht er seinen Gefährten auf, um dessen Rath sich zu erbitten, um seine Absicht, die Zelle zu verlassen, ihm mitzutheilen. Doch dieser beschwört ihn, auszuharren; eine Prüfung sei es, die der Herr ihm zugeschickt; der Kampf sei nöthig, damit der Sieg desto herrlicher werde. Armer Juan Guarin, der bei Satan sich Rath erholen will! Drei Tage versucht er es, zu kämpfen, wie der Gefährte ihm gerathen; am vierten hat er die Worte seiner Gebete bis auf das letzte schon vergessen und so oft er die Lippen öffnet, um den Namen der Jungfrau Maria auszusprechen, kann er nur den Namen *Nichilde* mehr stammeln. Die Nacht des fünften Tages kommt. Ein furchtbares Unwetter entfesselt alle seine Wuth. Der Regen fällt in Strömen herab und wird vom Sturm an die Felsen gepeitscht. Das Zucken der Blitze allein erleuchtet die grausige Finsterniß; der Donner brüllt, wie er zwischen den Felsen des Montserrat zu brüllen pflegt. Die vor Schrecken zitternde *Nichilde* hat dem Einsiedler sich genähert und mit der Furcht eines Kindes und der Unbefangenheit der Unschuld sein Gewand erfaßt. Ihre Berührung macht den Einsiedler beben, in dessen Brust ein noch furchtbarer Sturm wüthet, als der draußen tobt. Ein Donnerschlag, schrecklicher und lauter als alle vorigen, preßt *Nichilden* einen Schrei des Entsetzens aus und sie schlingt in ihrer

Angst ihre zitternden Arme fest um den Leib des Anachoreten. Es war, als hätte der Blitz eingeschlagen in sein Herz; Gott schien ihn verlassen zu haben, und er fühlt es wie Eis durch seine Glieder rieseln, als das Geheul des Windes bald darauf wie lautes, höllisches Hohngelächter an seine Ohren schlägt.

Ein Blitzstrahl, der die Nacht erhellt, läßt Juan Guarin am Rande der Felsen erblicken, wie er außer sich, einem Wahnsinnigen gleich, durch das Unwetter dahin eilt, um die Wohnung seines Gefährten aufzusuchen; und, o Wunder, als er an der Kapelle vorüberkommt, bleibt das Glöcklein stumm, und grüßt nicht mehr wie früher durch sein Läuten den Einsiedler. Juan Guarin hört nichts und achtet auf nichts; mit wahnsinniger Hast stürzt er in die Grotte seines Gefährten und rüttelt ihn, der in tiefem Schlafe liegt, am Arme. „Bruder!“ ruft er mit hohler, zitternder Stimme, die wie das Echo des Grabes aus seiner Brust hervortönt, „Bruder! die Nacht ist fürchterlich; nicht bloß in der Luft, auch in meiner Seele wüthet der Sturm; in meiner Zelle liegt eine geschändete Jungfrau! Was soll ich thun? wie mein Verbrechen büßen?“ „Bruder,“ antwortet der Andere, „das wahre Verbrechen ist das Argerniß; der Mund muß der Kerker der Zunge werden, und das Grab der Bewahrer des Geheimnisses.“ Juan Guarin schreckt zurück, als hätte er das Zischen einer Schlange gehört. „Bruder,“ fährt der Andere fort, „ein offenes Grab begräbt das Verbrechen, und ein Wassertropfen wäscht das Blut weg,“ und ein Messer aus dem Winkel seiner Zelle

hervorholend, reicht er es dem Einsiedler hin, mit den Worten: „Geht, eilet; die Morgensonne muß Euch bei Eurem gewöhnlichen Gebete finden. Die Spuren des Grabes, das diese Nacht sich öffnet, wird der Regen wegwaschen und wenn die Morgenröthe erscheint, werdet Ihr selbst den Ort nicht mehr erkennen, der Euer Verbrechen einschließt.“ Juan Guarin ist seiner nicht mehr mächtig; sein verwirrter Geist ist keines Gedankens fähig; er ergreift das Messer und eilt nach seiner Zelle zurück.

Und als er den letzten Haufen Erde über das Grab geworfen hat, das den Leichnam der ermordeten Richilde einschließt, hört er hinter sich ein schrillendes, sarkastisches Gelächter. Und wie er sich umwendet, sieht er einen Einsiedler und einen Ritter stehen; bei dem Leuchten der Blitze erkennt er ihre teuflischen Züge, sieht den satanischen Hohn um ihre Lippen spielen, sieht, wie sie lachend und händeklatschend sich entfernen, und sinkt bewusstlos nieder auf die Erde, mit der er so eben das Grab seines Opfers überschüttet. Als er endlich wieder zu sich kommt, ist der Aufruhr in der Natur einem heiteren, prachtvollen Morgen gewichen; die Sonne vergoldet in all ihrer Pracht die Gipfel der Berge; von dem Unwetter sind auch die letzten Spuren verschwunden. Da wird es auch Tag, gräßlicher Tag, in der Seele des Eremiten; er erkennt die ganze Größe seines Verbrechens, und von wahrem Reuegefühl ergriffen, faßt er plötzlich einen Entschluß. Er macht sich auf nach Rom. Er wirft sich nieder zu den Füßen des heiligen Vaters. Er bekennt aufrichtig sein ganzes Ver-

brechen. Er bittet um die Auflegung der strengsten Buße. Und der heilige Vater sagt ihm, ein Mensch, der ein solches Verbrechen begangen, sei nicht mehr werth, den Himmel anzublicken. Einem Thiere gleich solle er auf Händen und Füßen nach seiner Zelle zurückkriechen; dort angekommen, ein ewiges Schweigen beobachten, nur wilde Wurzeln zu seiner Nahrung wählen, und dies Bußleben so lange fortsetzen, bis ein fünfjähriges Kind ihn anreden und die Verzeihung Gottes ihm verkündigen werde. Und Juan Guarin erfüllt pünktlich, was ihm aufgetragen worden. Dem König Nabuchodonosor ähnlich, einem wilden Thiere vergleichbarer als einem Menschen, kommt er auf dem Montserrat an, wo unterdessen das Bild der Jungfrau entdeckt und eine Kapelle ihr zu Ehren erbaut worden.

Winfried, der Graf, untröstlich über den Verlust seiner Tochter, hatte nicht aufgehört, den Berg nach allen Richtungen zu durchforschen, um eine Spur seines unglücklichen Kindes zu entdecken, das zugleich mit dem heiligen Einsiedler in solch unbegreiflicher Weise verschwunden war, und wenn er jagte, so geschah es nur in den Schluchten dieses Berges und mit der leisen Hoffnung, einst doch noch Kunde von seiner dort verloren gegangenen Tochter zu erhalten. Auf einer dieser Jagdpartheen wird ein seltsames, mit Haaren bedecktes Ungeheuer eingefangen, das halb Mensch und halb Thier zu sein scheint. Es erregt das Staunen von Barcelona und bei einem Mahle, das der Graf in seinem Palaste giebt, wird es vorgeführt zur Belustigung der Gäste. Und wie es eintritt, da erhebt sich der

kleine fünfjährige Sohn des Grafen auf dem Schooße seiner Mutter und ruft mit lauter Stimme: „Steh' auf, Juan Guarin, steh' auf! denn Gott hat dir verziehen!“ Und Juan Guarin erhebt sich, bekennt laut seine Schuld und erzählt seine Geschichte. Und der Graf verzeiht ihm, weil Gott ihm verziehen und gründet ein Kloster in den Felsen des Montserrat.

Dies ist die Sage von Juan Guarin, dem ersten Einsiedler des Montserrat, der an dem Orte seine Zelle gehabt, wo später die Einsiedelei San Jeronimo gebaut worden, und von der Entstehung des berühmten Klosters in dem Felsenberge von Catalonien. Heute noch lebt sie im Munde des Volkes und wird in Romanzen- oder Balladenform im catalonischen Dialekt von den Bewohnern dieser Gegend gesungen. Das Hochpoetische derselben und die tiefe Moral, die sie in sich schließt, lassen sie gewiß als eines der schönsten Erzeugnisse spanischer Volkspoesie erscheinen und ihr sonderbarer Inhalt ist der treueste Ausdruck jenes phantastischen, schauerlich schönen Charakters, den die Felsen des Montserrat dem Auge darbieten. Sie bildet gewissermaßen eine Art Bervollständigung der Schilderung dieser merkwürdigen Gegend, die durch die Sagen, die an dieselbe sich knüpfen, und von denen ich leicht noch mehrere nicht minder interessante erzählen könnte, einen eigenthümlichen Reiz erhält *).

*) Wer die poetische Zierde kennen lernen will, mit der das Volk die Felsen des Montserrat umfränzt hat, der lese das oben schon erwähnte Werk: Monserrate. Recuerdos

Vielleicht wird der Leser erwarten, nunmehr durch die Schilderung eines wirklichen, in den Klüften des Montserrat erlebten Gewitters unterhalten zu werden. Diese Hoffnung kann ich leider nicht erfüllen. Die Wetterwolken, deren Aufsteigen uns von dem Schauplatz der eben erzählten Sage vertrieben, hatten soviel Rücksicht, uns in aller Ruhe und noch beim schönsten Wetter das Kloster erreichen zu lassen, dem wir nun, in östlicher Richtung hinabsteigend, unsere Schritte zuwendeten. Der Weg führte hier durch einige, reichlicher als die übrigen Theile des Gebirges mit Gebüsch bedeckte Schluchten, an deren steilen Abhängen wir auf steinigem Pfaden herabkletterten und wo wir stets neue, überraschende Ansichten der eigenthümlichen Felsgestalten erhielten, die, oft mit den Trümmern einer Einsiedelei gekrönt, oder eine am senkrechten Abgrund hoch oben in den Felsen hineingearbeitete Wohnung zeigend, deren Zugänglichkeit als ein schwer zu lösendes Räthsel erschien, von allen Seiten in die Schluchten herabblickten. Hier begegnete uns das erste lebende Wesen in dieser Einöde, seitdem wir Colbatò verlassen hatten. Ein junger Mensch in catalonischer Tracht (mit montera und alpargatas) gesellte sich zu uns, ein Zögling des bischöflichen Seminars von Vich, wo eben die Ferienzeit begonnen hatte. Er war noch Schüler der Rhetorik, die ungefähr der Tertia unserer Gymnasien entspricht, und suchte sich als solchen dadurch zu documen-

tradicionales è historicos de este santuario y montaña.

Por D. Victor Balaguer. Tercera edicion. Barcelona 1853.

tiren, daß er ziemlich geläufig, wenn auch nicht ohne einige grammaticalische Fehler, lateinisch mit uns zu reden anfing. Ich zweifle, ob ein Tertianer unserer hochgepriesenen preußischen Gymnasten jemals auch nur auf den Gedanken kommen würde, unaufgefordert einen derartigen Versuch zu machen. Als unser neuer Begleiter wahrgenommen, daß ich ein Geistlicher sei, beeilte er sich, mir sofort die Hand zu küssen, eine Huldigung, die, durch ein komisches Mißverständniß, auch mein guter Engländer, der sich als sacerdos anglicanus bezeichnet hatte, sich gefallen lassen mußte. Es war für mich von besonderem Interesse, einen Zögling desselben Collegiums kennen zu lernen, in welchem Balmes seine ersten Studien gemacht, und ich muß bekennen, daß ich an der rothen montera, der Sammtjacke und den alpargatas des munteren Seminaristen, womit er in der Ferienzeit seine Soutane vertauscht, keineswegs Anstoß genommen, sondern vielmehr an dem munteren Knaben, der in nichts den echten Spanier verläugnete (selbst bis auf den Ausruf hombre! [Mensch!]), der im lebhaften Gespräch die Stelle aller Titel vertritt und eine Titulatur ist, die in Spanien der höchste Grande sich ebenso gern, wie der ärmste Bettler gefallen läßt), ein inniges Wohlgefallen hatte und den Wunsch nicht unterdrücken konnte, auch unsere jungen Leute möchten so unbefangene, geistig gesunde Naturen sein, wie dieser junge Seminarist von Bich, der mit seinen volksthümlichen Sandalen in der Ferienzeit die Schluchten des Montserrat durchstreifte. Ich zweifle sogar sehr daran, ob ein französischer Normalseminarist, einem

gänzlich Fremden gegenüber, gegen den er keinerlei Arten von Rücksichten zu nehmen brauchte, in so kindlich naiver Weise seine Ehrfurcht vor dem priesterlichen Stande kund gegeben haben würde. Was sagt aber wohl unsere Civilisation dazu, wenn derselbe, der so eben dem Stande seine aufrichtige Ehrfurcht in unzweideutiger Weise zu erkennen gegeben, gegen die Person so wenig Rücksicht zeigt, daß er ihr keinen anderen Titel giebt, als den allen Adamskindern gemeinsamen Namen *hombre*, Mensch?*) Wenn das spanische Barbarei ist, dann liebe ich diese Barbarei, ich verehere sie sogar, und wenn man hierin einen Ausdruck des spanischen Stolzes finden will, dann erscheint mir dieser Stolz höchst würdig und achtungswerth und ich kann ein Land nur glücklich preisen, wo die allgemeine Sitte es erlaubt und mit sich bringt, im gesellschaftlichen Umgang sich auf würdige Weise benehmen zu können. Wie verächtlich erscheint dagegen unsere Sucht, in Ausdrücken der Höflichkeit, die oft nur zu lügenhafte sind, selbst bei dem einfachsten Gespräch uns gegenseitig zu überbieten! Die übertriebene, glatte Höflich-

*) Das Wort *hombre* ist im Gespräch schon fast zur Interjektion geworden, die Staunen, Neugier, Beifall, Mißbilligung, und überhaupt jeden lebhaften Affect ausdrückt und die man im gewöhnlichen Gespräch tausendmal zu hören bekommt. Besonders drollig ist es, wenn sie von Kindern gebraucht wird. So habe ich einmal zwei sich zankende kleine Mädchen von höchstens 10 Jahren sich einander tapfer das *hombre!* zurufen hören.

keit, welche die Franzosen im Umgange zeigen, ist mit ein Grund, weshalb sie dem Spanier verächtlich werden. Wir Deutschen erscheinen in unserem Äußeren weit ruhiger und besonnener, und tragen nicht jenes affenmäßige Wesen zur Schau, in das die französische Lebhaftigkeit, wenn sie höflich erscheinen will, nicht selten ausartet. Glücklicher Weise haben die Spanier keine Ahnung von der ernsthaften Pedanterei, mit der wir die Höflichkeit zu Hause unter einander betreiben. Man glaube aber ja nicht, daß die wahre Höflichkeit, die feinste Sitte in Spanien unbekannt sei und nicht geübt werde. Im Gegentheil, die Spanier sind in gewisser Beziehung die höflichste Nation der Welt; die spanische Etiquette ist sogar zum Sprichwort geworden. Aber wie anders, wie wahrhaft würdevoll und edel äußert sich hier diese nothwendige Form des gesitteten Umgangs! Bei all' unseren widerwärtigen Complimenten erscheinen wir plump und roh, wenn wir unsere Höflichkeitsformen, bei denen der Geist ebensowenig, wie das Gefühl theilhaftig ist, mit der Zartheit, dem feinen Takt, der würdevollen Gemessenheit, kurz, der geist- und seelenvollen Weise vergleichen, in die der Spanier seine Höflichkeitsformen zu fassen weiß, und die man nicht bloß in den höheren und gebildeten Ständen als eine angelernte, durch Bildung erworbene Routine antrifft, sondern die das angeborene Gemeingut der Nation und der natürliche Ausdruck eines edlen, ehrenwerthen Charakters ist.

Unter den Einsiedeleien, von denen der größte Theil im Jahre 1811 von den Franzosen zerstört wurde,